



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Als Eberhardt zurückkehrte, stellte sich ihm seine Wirtin, Frau Zeyfing, als geschähe es zufällig, in den Weg, und sprach ihre Verwunderung darüber aus, daß der gnädige Herr bei dem schlechten Wetter spazieren ginge. Frau Zeyfing hatte, seitdem der Baron in ihrem Hause Besuch gemacht hatte, ihren Ton geändert. Eberhardt war ihr nicht mehr der liebe Herr, der Bilder verkaufte, sondern eine geheimnisvolle und hochverehrte Persönlichkeit. Wie konnte ein Mann, der von einem Keger bedient wurde und mit Schloß Eichhausen verkehrte, etwas andres sein als eine Art von verzaubertem Prinzen? Die vornehme Dame, welche einst droben Geheimnisse mit dem Keger verhandelt hatte, sowie der nächtliche Einbruch kurz nachher gaben ihr viel zu denken. Sie glaubte nicht mehr an die Malerei, und sie würde sich nicht gewundert haben, wenn plötzlich eine vergoldete Kutsche erschienen wäre, um den rätselhaften Besuch, der Monate lang regelmäßig seine Zechen im frischen Hering bezahlte, in sein Königreich zu holen. Bei alledem hatte Frau Zeyfing offene Augen und Ohren für die Wirklichkeit, und Eberhardt bemerkte mehr als einmal mit Mißvergnügen, daß sie ungemein viel Anteil an seinen Angelegenheiten nahm und sich ganz besonders für die Familie des Barons Sextus interessirte. Dies letztere war ihr nicht zu verdenken, da sie früher Köchin im Schlosse gewesen war; dennoch wäre es Eberhardt lieber gewesen, wenn sie des jungen Degenhard Gänge und seine eignen Wege weniger scharf beobachtet hätte. Er mußte zuweilen wahrnehmen, daß die gute Frau, welche sich so gern mit ihm unterhielt, eine sehr genaue Kenntniss der Ereignisse der ganzen Umgegend, besonders aber der Ereignisse im Schlosse hatte, und es war ihm schon so vorgekommen, als wundere sie sich darüber, daß er dort nicht mehr verkehre.

Sie fragte ihn heute, nachdem sie den Regen beklagt hatte, ob er zu Mittag jungen Steinbutt mit Hummersauce essen und dazu des kühlen Wetters wegen ein Gläschen ostpreussischen Maitranks trinken wolle, den sie gar trefflich aus echtem Arrac, altem Sherry, Rotwein und Citronensyrup zu bereiten verstehe. Aber Eberhardt entdeckte, daß es der guten Frau Zeyfing noch auf etwas andres ankam, denn sie frante alsbald allerhand Betrachtungen über

die Wandelbarkeit des Irdischen aus und erzählte dabei, daß ja nun der Graf von Altenschwerdt, der mit der gnädigen Baronesse Dorothea verlobt sein sollte, plötzlich abgereist sei. Eberhardt erwiderte hierauf in einer Weise, welche die redselige Wirtin nicht eben zu ferneren vertraulichen Mittheilungen ermutigte, aber es gab ihm diese Nachricht doch viel zu denken. Hatte Dorothea ihre Absicht ausgeführt, und war Dietrich von seiner Bewerbung abgeschreckt? War es dies, was Dorothea ihm heute sagen wollte? Er erklärte sich jetzt die ungewöhnliche Zeit, zu welcher ihn die Geliebte treffen wollte: es war die Stunde, wo ihr Vater sich zurückzuziehen und wo Dietrich die Sorge ihrer Unterhaltung zu übernehmen pflegte.

Die Hoffnung, welche durch solche Überlegungen in ihm erweckt wurde, belebte seine freudige Stimmung noch mehr, und als er durch den Wald wanderte, um an dem verheißungsvollen Orte frühzeitig einzutreffen, erschien ihm die feuchte Dämmerung unter dem hohen Laubdache in einem poetischen Lichte und das Tropfen der Blätter als eine angenehme Begleitung. Das altersgraue, auf der Wetterseite mit Moos überzogene Bauwerk an dem kleinen Wasser hatte die Bedachung wohl schon lange verloren, nur an einer Seite ragten große Steinplatten, die mit Erde bedeckt waren, einige Fuß breit in das Innere vor und bildeten eine vor dem Regen geschützte Stelle, von wo aus er den Zugang zum Schlosse überwachen konnte. Durch die breite Öffnung auf dieser Seite, deren Ränder durch losgebrochene Steine zackig gestaltet waren, erschien das Schloß wie in einen unregelmäßigen Rahmen eingefast. Die Ranken von Zelängerjelierer, der sich hier angesiedelt hatte und die Mauer hinaufgeklettert war, senkten sich in diesen Rahmen herab und zierten ihn mit purpurroten Blumen.

Mit wunderbarlich gemischten Gefühlen sah Eberhardt nach dem Schlosse hinüber. Er konnte sich schmerzlichen Bedauerns darüber nicht enthalten, daß er nicht Herr dieses stolzen Gebäudes werden und daß das schwere Unrecht, welches seiner Mutter und ihm geschehen war, ungesühnt bleiben sollte. Er fühlte, daß er das nie werde verwinden können. War er nicht vielleicht ein Don Quixote des Edelmuths? Hing er nicht an seinem Worte mit einer Treue, die lächerlich zu werden drohte? Waren nicht die Folgen seines Versprechens gegenüber seiner Mutter von solcher Art, daß seine Mutter selbst bedauern müßte, ihm dies Versprechen abgenommen zu haben, wenn sie seine Lage jetzt beobachten konnte? Aber nein! Es giebt nur eine Richtschnur für den Ehrenmann, sagte er sich, und niemals dürfen Gründe der Klugheit die Stimme des Gewissens zum Schweigen bringen. Es giebt eine himmlische Lenkung der irdischen Dinge, und ihre Gunst ist nur durch völlige Treue zu gewinnen. Ist doch alle Klugheit der Menschen nur Thorheit vor Gott!

So gab er einem innern Zuge seiner Seele nach, den er sich selbst kaum völlig klar machen konnte, und allmählich wurden Stolz und Freude des Bedauerns und Schmerzes Herr, indem er sich sagte, daß er trotz seiner äußerlichen Niedrigkeit das Herz der edeln und schönen Erbin gewonnen habe. Denn nun fühlte er, daß er einen köstlicheren Besitz sein nenne, als aller Glanz des Reichthums und eines vornehmen Namens verleihen könne. Er dachte an die Stunden zurück, die er dort oben, wo er den Altan erblickte, in Dorotheens Armen verlebt hatte, und diese wonnige Erinnerung siegte über alle andern Empfindungen.

Endlich sah er den Gegenstand seiner innigsten Gefühle erscheinen. Eine weibliche Gestalt, die er an den Unrissen und am Gange als Dorothea er-

kannte, kam vom Portale des Schlosses her und näherte sich rasch seinem Standort. Sie war in einen grauen Regenmantel gehüllt, und er bemerkte, als sie näher kam, daß ihr Gesicht unter dem breiten, schwarzen Hute blasser als sonst aussah, und daß ihre Augen in einem ungewöhnlichen Glanze leuchteten. Es war in ihren Zügen nicht die heitere Freudigkeit zu lesen, welche sonst aus ihnen hervorstrahlte, sondern sie trugen den Ausdruck einer leidenschaftlichen Entschlossenheit.

Eberhardt, mein Geliebter, du hast gesiegt! rief sie, sich ihm in die Arme werfend.

Es klang ein ihm fremder Ton in ihrer Stimme, welcher ihn erschreckte, obwohl die Worte selbst ihm süß waren.

Und habe ich erst jetzt gesiegt? fragte er.

Es war ein schwerer Kampf, entgegnete sie, laß mich ihn dir nicht erzählen. Es ist nun entschieden. Ich will mich über alles hinwegsetzen, nur nicht über die Liebe zu dir. Lieber will ich vergessen sein von meiner Familie und verachtet von der Welt, aber doch achtungswert vor mir selbst, als daß ich geehrt sein will, aber doch in Wahrheit verächtlich!

Ist es dahin gekommen? fragte Eberhardt. Will man dich doch zwingen?

Es sind die Verhältnisse, die mich zwingen wollen, sagte sie. Meine Hoffnung ist fast ganz dahin. Aber zweifle du nicht an mir. Wenn das letzte Mittel erschöpft sein wird, wenn meine flehentlichen Bitten sich vergeblich erweisen werden, dann werde auch ich keine Schranke mehr kennen, die mich zurückhalten könnte, dann bin ich ganz dein und folge dir, wohin du willst.

Ihre Leidenschaft, die Blut ihres Herzens überwältigten seine Besonnenheit und erfüllten ihn ganz mit Stolz und Liebe. Er umschlang sie mit starken Armen, und seine Lippen strömten über von den zärtlichsten Versicherungen.

Du hast mir von den Niederlassungen der Schater erzählt, sagte sie. Dort, wo man die Vorurteile unsrer Welt nicht kennt, wollen wir in glücklicher Abgeschlossenheit vergessen werden und ein stilles Glück genießen. Denn ich möchte weit fort, in die weiteste Ferne, wenn mein Vater sich unerbittlich zeigt. Ich will selbst vergessen, was mich hier umgiebt, so wie ich vergessen werden will. Ich bin es völlig müde, mit dieser starren Welt hier zu kämpfen. Es soll alles neu sein und nichts mehr an die Verhältnisse erinnern, mit denen ich brechen muß.

Eberhardt war wie berauscht von Glück. Ja, sagte er, ich weiß ein Haus für uns, das dir gefallen wird. Ich habe es mit meiner Mutter bewohnt und kenne den Reiz seiner Lage. Es ist einfach, aber bequem, und seine Umgebungen sind einsam und lieblich. Wir sehen von den Fenstern aus den glänzenden Hudson, und bis zu seinen Ufern hin eine Ebene gleich einem großen Garten. Dort kennt man mich und liebt mich. Die Bewohner von Springlake haben die Sitten der alten Patriarchen, sie sind friedlichen Sinnes und von freundlichen Sitten, sie werden dich alle wie eine Schwester lieben und wie einen Engel verehren. Dort werden wir ein seliges Leben führen, wie du es wünschst, vergessen von der Welt, versteckt in einem Paradiese.

Ja, dorthin wollen wir fliehen, sagte sie, an seine Brust geschmiegt. Mein Gewissen giebt mir das Zeugnis, daß ich am Ende meiner Kräfte bin, und daß es mir nicht möglich ist, dem Wunsche meines Vaters zu gehorchen. Wenn er mir nicht nachgiebt und mir nicht erlauben will, daß ich die Deine werde, so muß ich mich von ihm losreißen — ich kann nicht anders. Und er wird nicht

nachgeben, das sehe ich klar voraus. Möge mir Gott dann verzeihen, wenn ich nicht über die Kräfte hinaus kann, die er selbst mir verliehen hat. Hat er mir nicht selbst dies Herz gegeben, welches dir vom ersten Augenblick an entgegenschlug, und sind nicht alle Pflichten eitel gegenüber der, diesem Herzen zu folgen? Ist nicht das Band, welches mich mit dir verbindet, das heiligste von allen?

Keiner, der wahrhaft ist, wird dir Vorwürfe machen dürfen, erwiederte Eberhardt. Du hast Recht: es geht über menschliche Kraft, das tiefste und stärkste Gefühl in sich selbst zu ertöten. Geht es mir doch wie dir! Sollte ich dich aufgeben müssen — der Versuch nur, es zu thun, erscheint mir wie Wahnsinn, und sicher würde ich meine Vernunft verlieren, wenn es mir gelänge, meine Liebe zu dir in mir zu ersticken. Es heißt versuchen, uns selbst zu zerstören, wenn wir unser Empfinden und Denken gegen sich selbst kehren und zu nichts machen wollen. Nein, Geliebte, folge deinem Gefühle, folge deiner Liebe! Baue auf mich allein, ich werde dich glücklich machen! So von dir geliebt zu werden, erhebt mich über mich selbst und befähigt mich, ein Glück zu verleihen, dessen du würdig bist. Ja komm, Geliebte, folge mir zu der Stätte meiner Jugend, in ein Land, wo alles neu ist. Dort wollen wir der Liebe ein Heim bereiten, welches die Welt, wenn sie es kennen dürfte, den Tempel des Glückes nennen würde!

Dorothea war bei den ersten Worten, womit sie dem Geliebten ihren Entschluß mittheilte, in einer fieberhaften Aufregung gewesen, und die Vorwürfe, welche sie sich selbst gemacht hatte, die Bedenken, welche sie hatte überwinden müssen, zitterten zu Anfang noch in ihrer Stimme nach und gaben sich in ihrem hastigen und fast verzweifelten Wesen kund. Eberhardt konnte den Kampf, den sie in sich durchgekämpft hatte, nachfühlen, obwohl sie ganz Entschiedenheit, ganz Entschlossenheit zu sein schien. Aber seine Nähe, seine Umarmung, die Gewißheit seiner Liebe hatten einen mächtigen Einfluß auf sie und beruhigten ihre bebenden Nerven. Der Gedanke an den gewaltigen Sprung aus der Vergangenheit hinaus in eine Zukunft, die einen Bruch mit allem bedeutete, was ihr bis jetzt Wert gehabt hatte, verlor seine ersten Schrecken und verwandelte sich in der Gegenwart des Mannes, der ihr alles ersetzen konnte, Heimat, Familie, guten Namen und hergebrachte Anschauung, in den stillen Glauben an eine Nothwendigkeit, welche den Lohn mit sich bringen mußte. In seinen Armen versank die Vergangenheit in den Nebel des Vergessens, und ihr Blick richtete sich klarer auf das kommende Glück.

In Eberhardts Seele aber erregte Dorotheens Entschluß einen so hohen Stolz, daß er außer dieser triumphirenden Freude über so aufopfernde Liebe nichts weiter zu empfinden vermochte. Alle Demütigungen, die sein Leben und das Schicksal der Mutter ihm bis jetzt bereitet hatten, waren in seiner Erinnerung ausgelöscht, und alle Pläne, alle Zweifel schmolzen zugleich aus seinem Denken hinweg. Das übermächtige Gefühl des Glückes in Dorotheens Besitz ließ alles andre klein und unbedeutend erscheinen. Nichts andres stand deutlich vor seiner Einbildungskraft als ein schnelles Schiff, das ihn mit der Geliebten hinübertragen sollte in das zweite Vaterland. Von Sehnsucht erfüllt, aber doch in Trauer und in Mißtrauen hatte er das alte Europa und die vielbesprochne deutsche Küste aufgesucht, während ihm der stille Winkel am Hudson fast wie eine Verbannung erschienen war. Nun hatte er über die alte Welt gesiegt, hatte den schönsten Preis errungen, und es erschien ihm nun die Stätte, wo seine Mutter Ruhe gefunden hatte, in einem neuen Lichte, als ein glückseliger

Erdenfleck, der seiner Liebe Schutz verleihen sollte. Da er dachte in dieser Befriedigung seines liebeglühenden Herzens nicht einmal mehr an die Aussicht, die sich ihm bieten könnte, in Dorotheens Besitz die Ansprüche zu erheben, welche seine Geburt ihm gab. Er hatte mit diesem Gedanken abgeschlossen, und jetzt war er so glücklich, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig blieb, und daß die Entsagung, welche er sich auferlegt hatte, nur dazu diente, das Gefühl der Freude in ihm zu erhöhen.

Eng aneinander geschmiegt und durch das Vertrauen unbegrenzter Liebe im Herzen noch fester verbunden als leiblich durch umschlingende Arme, tauschten sie immer wieder in dem Versteck des alten Gemäuers mit seinen Guirlanden von Zelängerzelier die seligsten Versicherungen aus, und als sie sich trennten, hatten sie verabredet, daß Eberhardt auf fernere Nachricht warten sollte, um dann, wenn der Baron unerbittlich bliebe, die notwendigen Vorkehrungen zu gemeinsamer heimlicher Abreise zu treffen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Baron Sextus wartete in einiger Ungebuld auf die Antwort seiner Tochter. Die Art und Weise, wie sie seine Eröffnung aufgenommen hatte, war nicht beruhigend gewesen und bewies ihm, daß der General mit seiner Behauptung, Dorotheens Herz sei bereits verschenkt, das Richtige getroffen habe. Er war gleichwohl nicht in Zweifel darüber, daß unter dem Gewicht seiner Autorität bei Dorothea die rechte Besinnung zurückkehren und über jene bedauerliche Verirrung siegen würde.

Gräfin Sibylle mußte ihn in dieser Meinung durch gut berechnete, leicht hingeworfene Bemerkungen zu bestärken, und es gelang ihr sogar, Eifersucht auf seine väterliche Gewalt in ihm hervorzurufen, obwohl Dorothea sich immer als eine so gehorsame Tochter gezeigt hatte, daß ein solches Gefühl bei dem Vater bis jetzt durchaus unbegründet war. Aber Gräfin Sibylle verstand mit einem gelegentlichen Aufschlag der Augen, einem unterdrückten Seufzer oder einem melancholischen Kopfschütteln zu rechter Zeit mehr zu erreichen als manche andre Frau mit einer langen Rede. Sie sprach über Mangel an Respekt, der die Neuzeit kennzeichne, bedauerte in sanftem Tone die Schwachheit mancher Eltern und wies mit anmutiger Handbewegung auf das Bildnis eines der alten panzertragenden Barone hin, indem sie meinte, daß es eine Zeit gegeben habe, wo Pietät die Stärke der Familie und des Staates gewesen sei.

Baron Sextus sah seine Tochter bei dem heutigen Diner mit strenger Miene an, und es sprach aus seinem Wesen eine stumme Frage. Er kam aber damit nur ihrem eignen Wunsche entgegen. Von Mut beseelt durch ihre Zusammenkunft mit Eberhardt hatte sie die Absicht, noch an demselben Tage die Gewißheit über ihr Loos herbeizuführen, und als die scharf beobachtende Gräfin sich beim Aufheben der Tafel unter dem Vorgeben des Brieffschreibens zurückzog, legte sie ihre Hand auf des Vaters Arm und bat ihn um eine Unterredung in seinem Arbeitszimmer.

Sie gingen schweigend nebeneinander die Treppe hinauf, und erwartungsvoll sah Baron Sextus, in dem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer sitzend, seiner Tochter, die vor ihm stand, in das vor Erregung blasse Gesicht.

Du sagtest mir gestern, lieber Vater, begann sie mit leiser Stimme, daß du eine vortreffliche Partie für mich ausgesucht hättest. Ich bin dir dankbar für deine liebevolle Fürsorge, denn ich bin überzeugt, daß du mein Bestes dabei im Auge gehabt hast, und ich verkenne auch die großen Vorteile nicht, welche eine Verbindung mit Graf Altenschwerdt haben würde, aber —

Aber, warf Baron Sextus mit bitterm Tone ein. Ich bitte dich, Dorothea, mache nicht so viele Worte. Um ein Ja zu sagen, bedarf es keiner geschraubten Wendungen.

Höre mich geduldig an, sei nicht so heftig mit mir, sagte sie, demütig bitend. Wenn meine Mutter noch lebte, so würde ich ja einen Anwalt haben, der besser als ich selbst für mich sprechen könnte, aber so, bitte ich dich, sei mir Vater und Mutter zugleich.

Baron Sextus ward betroffen von diesen Worten, und es rührte ihn die Erinnerung an seine verstorbene Frau, deren er niemals ohne die Empfindung eines begangenen Unrechts gedenken konnte.

Nun, so sprich nur, entgegnete er, sich räuspernd.

Ich will dir ganz offen gestehen, wie es mit mir ist, fuhr Dorothea fort. Denn ich weiß ja, daß du immer zärtlich für mich bemüht gewesen bist und mich auch jetzt nur glücklich machen willst. Die Heirat, welche du mir vorschlägst, ist ehrenvoll, und ich würde mit Freuden darauf eingehen — wenn ich könnte. Aber — ich bin nicht mehr frei. Bitte, höre mich ferner geduldig an! Ich kann unmöglich mit dem Grafen Dietrich glücklich werden, weil keine gegenseitige Neigung zwischen uns besteht und noch dazu meine Neigung einem andern gehört, den du wohl kennst. Wir können uns ja die Richtung unsrer Sympathien nicht selbst geben, sondern es ist das etwas, was durch fremde Macht über uns kommt. Vergeblich habe ich versucht, diesen innern Zug meines Herzens zu bekämpfen. Das Herz nimmt nur von sich selber Gebote an und giebt sich nach eignem Gefallen. Ich weiß wohl, was du gegen meine Neigung sagen kannst. Ich vermag sie mit den Augen der Welt anzusehen und kann mich in die Lage jemandes versetzen, der sie als unpassend tadelt. Er ist bürgerlich, er ist ein Künstler, er hat keinen Namen und keine Stellung in der Gesellschaft. Aber alle diese Bedenken verschwinden vor einem unüberwindlichen Triebe meines Innern. Ich fühle deutlich, daß es eine unsichtbare Verbindung zwischen mir und ihm giebt, die so stark und fest ist, daß sie unsre Seelen zu einer einzigen verschmilzt. Es ist dies durch die Natur selbst bestimmt, welche uns zu einander passend schuf, und dies Band kann nicht zerrissen werden, ohne unsre Seelen selbst zu zerstören. Alle andern Gründe einer Vereinigung sind schwach gegen diese angeborene Übereinstimmung. Was sollte daraus werden, wenn ich einen andern heiratete? Es würde ein eisernes Joch auf mir liegen, das nur meinen Körper, aber nicht meine Seele beugen könnte. Du würdest mich, während du mich doch glücklich machen willst, totunglücklich machen, wenn du darauf bestündest, daß ich Graf Dietrich heiraten sollte. Aber du bestehst auch nicht darauf. Du hast nur in der Güte deines Herzens einen Vorschlag gemacht, und nun du siehst, daß ich ihn nicht annehmen kann, wirst du davon zurückkommen.

Sie hatte seine Hand ergriffen und sah ihn bittend an, aber Baron Sextus blieb ungerührt und zog seine Hand zurück.

Ich kann nicht sagen, daß mir deine Auseinandersetzung gefiele, entgegnete er finster. Wenn ich bisher geschwiegen habe über deine ungehörige Liebeslei-

mit dem Maler, so ist das geschehen, weil ich mich in deine Seele hinein schämte. Bilde dir nicht ein, daß ich das nicht längst schon gemerkt hätte. Es macht mir keine Freude, daß die Baronesse Sextus dieselben Afanzereien treibt, wie so manche andern leichtsinnigen Personen, die vergessen haben, was sie ihren Familien schuldig sind. Daß du selbst davon anfangen magst und die Stirn hast, mir so etwas ins Gesicht zu sagen, ist ein bißchen stark. Ich hatte gehofft, wir könnten stillschweigend darüber hinweggehen. Liebesgeschichten sind mein Geschmack nicht, und ich kann mich nicht für deine sublimen Gefühlschwärmerien erwärmen. Ich wünschte aber, du hättest eine ernstere Auffassung des Lebens überhaupt, und ich bedaure, solche Redensarten von Natur und unüberwindlichen Trieben aus deinem Munde zu hören. Christentum ist das nicht, christliche Gesinnung zeigt sich in der Überwindung der angeborenen sündhaften Neigung. Soll ich von dir auch die Phrasen hören, mit denen die Revolution die ganze Menschheit vergiften will? Ich will dir sagen, was zu einer christlichen Ehe gehört, obwohl ich wünschen möchte, daß du es aus dir selber wüßtest. Es ist der Gehorsam unter das Wort Gottes und deshalb Gehorsam gegen den Eheherrn, es sind Rechtschaffenheit und Treue, sowie Übereinstimmung in den von Gott eingesetzten Ordnungen, als da sind: gute Familie, Vermögen, Stand und Beruf. Was aber junge schwärmerische Mädchen und charakterlose Laffen für Liebe halten, das ist nicht dazu nötig. Die Ehe soll ein Zustand der Ordnung und des Friedens sein, und da ist die sogenannte Liebe mit ihrer Unruhe, Eifersucht und Schwärmerei nur von Übel. Verheiratete Leute haben etwas andres zu thun, als beständig aneinander zu denken und sich gegenseitig anzugaffen. Sie sollen zusammen die Pflichten erfüllen, welche das Leben innerhalb des Staates ihnen auferlegt, sollen ihr Haus in Ordnung halten und ihre Kinder erziehen. Der Mann soll seinem Amt und Dienst nachgehen und Seiner Majestät dem Könige anhangen, aber nicht einer Weiberschürze. Besinne dich doch nur auf dich selbst, Dorothea! Wie kann ein vernünftiges Mädchen wie du, das mir so oft zu meiner Freude Beweise eines klaren Verstandes und einer durchaus löblichen Gesinnung gegeben hat, auf solche Abwege kommen! Sieh dich doch nur hier im Zimmer um, erinnere dich bei den Bildern unsrer Ahnen der Tradition unsrer alten Familie und erwache aus dem ungesunden Traum einer unwürdigen Passion! Ich kann nicht anders als dankbar zu Gott dem Herrn aufsehen, der sich so sichtbar des Geschlechts der Sextus annimmt, indem er die Ahnung des weisen Blasius in Erfüllung bringt und die Möglichkeit schafft, die Herrschaft bei unserm Blute zu lassen und den liberalen Bettern aus den Händen zu winden. Du aber, wenn du meine echte Tochter, nicht nur dem Fleische, sondern auch dem Geiste nach bist, mußt das mit mir dankbar anerkennen. Deshalb laß uns vergessen, was du da vorgebracht hast. Es soll alles vergessen und vergeben sein, wenn du dich rasch entschliesest, Sa zu sagen.

Dorothea blieb unbeweglich stehen, und kein Zug in ihrem ernstern Gesicht zeigte, daß die Worte ihres Vaters sie bewegt hätten.

Fühlst du nicht selber, lieber Vater, daß du anders sprichst, als deine innere Überzeugung ist? fragte sie.

Wieso? fragte er heftig dagegen.

Ich habe oft von dir gehört, daß es die Treue gegen sich selbst ist, welche den Wert des Menschen ausmacht, und daß es die Beständigkeit war, welche unser Geschlecht von Alters her ausgezeichnet hat. Was würdest du wohl von mir denken, wenn ich wirklich so geartet wäre, wie du zu wünschen vorgiebst?

Würdest du mich noch achten können, wenn ich wirklich einer unwürdigen Passion, einer ungehörigen Liebelei fähig wäre, die ich nun aufgäbe, um aus äußerlichen Rücksichten zu heiraten? Mache dich doch nicht selbst geringer als du bist, lieber Vater, indem du dir und mir so etwas vorspiegeln willst.

Baron Sertus sprang auf, ging ans Fenster und blickte düster hinaus. Die Sonne, welche den Tag über sich hinter Wolken verborgen gehalten hatte, ließ sich jetzt in rotem Lichte sehen und überstrahlte den westlichen Himmel mit glühenden Farben, die über die weiten Felder der Herrschaft Eichhausen hin einen verklärenden Schimmer gossen.

Wenn ich mir vorstelle, daß alles dies, daß ein so schöner Plan durch den Eigensinn eines Mädchens verloren gehen sollte — murmelte er vor sich hin.

Dann wandte er sich hastig um.

Mädchen! rief er, mache mich nicht desperat! Du sollst und mußt den Grafen Altenschwerdt heiraten!

Ist das wirklich mein Vater, der so zu mir spricht? sagte Dorothea wehmütig. Stehen wir beide doch allein, und wäre ich doch so gern von dir geliebt!

Schwere Thränen drangen ihr in die Augen und rollten ihr die Wangen hinab.

Baron Sertus schritt auf sie zu, faßte sie an der Hand und zog sie auf einen Sitz neben seinem Lehnstuhl, in welchem er wieder Platz nahm.

Liebe ich dich denn nicht? fragte er. Weiß der Himmel, ich thäte dir gern den Gefallen, dir den Mann zu geben, den du gern hast. Aber du siehst doch ein, daß es unmöglich ist. Es ist ganz unmöglich, sage ich dir. Die Baronesse Sertus kann keinen bürgerlichen Maler heiraten. Es thut mir leid, mein Kind, aber ich kann dir nicht helfen. Du wirst es schon überwinden. Mit der Zeit wirst du es vergessen. Verlange von mir, daß ich meine rechte Hand hergebe, aber verlange nicht, daß ich meinem Vetter Botho die Herrschaft Eichhausen hinterlasse. Es wäre mir ja ungeheuer lieb, wenn es sich so getroffen hätte, daß du den Grafen Dietrich liebtest anstatt des Malers, aber da es nun einmal nicht ist, mußt du dich darein finden. Erwinnere dich, welche vortrefflichen Vorsätze du für die Bewirtschaftung der Güter gefaßt hast, die Kolonisation und alles das. Du kannst das alles ins Werk setzen, wenn du hier die Herrin bist, und du wirst darüber und über die andern großen Aufgaben deiner Stellung vergessen, was du jetzt nur schwer einbüßest. Es ist die Stille und Einsamkeit unseres Lebens, die dich verleitet hat. Hätten wir mehr Umgang, lebten wir in der Gesellschaft, so wärest du auf diese Neigung garnicht verfallen. Schon in der Schrift heißt es: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Das erzeugt trübe Gedanken und gefährliche Leidenschaften. Besinne dich, liebes Kind, denke daran, wer du bist und gieb deine Opposition auf.

So hältst du es für möglich, daß ich vergesse? rief Dorothea. Du sagst, daß du mich liebst und du willst mich vernichten? Ich sage dir, ich kann nicht. Ich kann diese Neigung nicht überwinden und vergessen. Du tadelst mich, daß ich von unüberwindlichen Trieben spreche, aber bedenkst du denn nicht, daß alle Gesetze der Religion und Sitte doch nur für uns Menschen da sind, wie Gott uns nun einmal geschaffen hat, und daß sie unsrer Natur angepaßt sein müssen, um Giltigkeit zu haben? Wer unsre Natur verkehren will, macht uns zu Verbrechern. Der Gedanke schon, ich könnte untreu werden und mit einem Manne vereint sein, den ich nicht liebe, empört so mein Blut, daß mir finstere Bilder

vor den Augen aufsteigen und die Angst vor Frevelthaten meine Seele bestürmt. Ich kann es nicht, ich kann es nicht! Habe Erbarmen mit mir und sage mir, daß du es nicht verlangst.

Das ist ein unerhörter Troz! entgegnete der Baron zornig. Und durchaus unchristliche Gedanken offenbarst du mehr und mehr. Ich will nichts mehr hören. Du heiratest den Grafen. Ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit. Dann aber, wohl oder übel, ist die Verlobung.

Dorothea erhob sich und stand bleich und finster vor ihm.

Bedenkzeit brauche ich nicht, sagte sie. Gib mir mein mütterliches Erbteil und laß mich ziehen.

Nichts gebe ich dir! rief der Baron. Hier heißt es Ordre pariren. Dich ziehen lassen, damit du deine Schande in alle Welt hinaustragen und den Namen Sextus lächerlich machen kannst vor Krethi und Plethi! Das sollte mir fehlen! Du bleibst hier bei mir als gehorsame, wenn nicht liebevolle Tochter. Und du heiratest den Grafen Dietrich, gern oder ungern. Wir wollen doch sehen, wer Herr hier im Schlosse ist.

Wenn du mir mein Erbteil nicht geben willst, so gehe ich ohne das. Du wirst mich nicht halten können. Ich will von hier gehen mit nichts, als was ich auf dem Leibe trage. Bringe ich Schande auf dein Haus, so rechne es dir selber zu, weil du mich über meine Bestimmung hinaustreibst. Ich rufe aber Gott zum Zeugen an für meine Unschuld und meine Liebe, und ich werde stolz in mir selber sein, weil mich deine Härte nicht hat zur Sklavin machen können.

Es war ein Klang in Dorotheens Stimme, der dem Baron durch das innerste Empfinden drang. Es war der Ton einer Entschlossenheit, die keinen Widerstand mehr achtet. Er hatte das Gefühl, daß in seiner Tochter eine Kraft verborgen sei, die die seinige übertriffe, und beinahe furchtsam blickte er zu ihr auf. Ihre Augen, die nicht auf ihn gerichtet waren, hatten einen wunderbaren Schimmer, und ihr Gesicht war ruhig und schön, aber ihre Züge hatten etwas ehernes, wie die einer Bildsäule. Ihre Haltung war nicht gebrochen, sondern frei und kühn. Es schienen sich alle Glieder zu einem verzweifelten Unternehmen anzuspannen.

Eine lange, bange Minute blickte der Baron in das blasse, schöne Gesicht, und er fühlte sich von einer überwältigenden Macht gedemüthigt. Seine Brust hob und senkte sich, er kaute auf dem Schnurrbart, er ballte die Fäuste, er wollte in Wut ausbrechen — aber es kam etwas über ihn, was er nicht niederkämpfen konnte.

Er stand von seinem Sitze auf und sank vor der Tochter auf die Knie nieder. Er umklammerte sie mit beiden Armen und blickte flehend zu ihr empor, während seine Augen sich mit Thränen füllten.

Sieh auf dies weiße Haar, sagte er leise. Laß es nicht mit Kummer in die Grube fahren.

Was thust du, mein Vater? rief Dorothea erschrocken. Steh auf, ich kann dich nicht so sehen.

Sie umschlang ihn und wollte ihn emporziehen, doch er blieb zu ihren Füßen.

Es ist mein Tod, wenn du mit dem Maler davongehst, sagte er. Ich werde nicht überleben, daß mein Plan scheitert. Ich habe der Gräfin mein Wort gegeben, und ich kann es nicht brechen. Habe Mitleid mit mir altem Manne!

Dorotheens Gestalt ward von einem krampfhaften Beben erschüttert, und sie hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Schluchzen ersticke ihre Stimme, und sie beugte sich zu dem Vater nieder.

Du sollst nicht sterben, sagte sie endlich mit herzerzschneidendem Tone, ich will den Tod auf mich nehmen. Deinen Zorn konnte ich ertragen, aber nicht deine Bitten. Steh auf, ich will ja thun, was du willst!

Der Vater ergriff ihre Hände, die sich bemühten, ihn zu erheben und küßte sie, er gab ihrer Bemühung nach, richtete sich empor und sank, sein Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, wieder auf seinen Stuhl.

Dorothea sah ihn voll Jammer an, und während sie kein Gefühl der Zufriedenheit damit empfinden konnte, daß sie sich dem Vater geopfert hatte, lastete das Bewußtsein der Größe dieses Opfers mit fast unerträglichem Drucke auf ihrem Herzen.

Gab es kein Mittel mehr? Keinen Ausweg? Konnte ihr Scharfsinn nichts erdenken, was wenigstens noch eine Verzögerung der Entscheidung herbeizuführen imstande war? Ein neuer Gedanke durchzuckte sie.

Nur eins muß ich dir noch sagen, begann sie, diesem Gedanken folgend. Wie dir dein Wort heilig ist, so ist mir auch mein Wort heilig. Ich bin deine Tochter, und ich fühle in mir das Blut der stolzen Ahnen, die du verehrst, so gut wie du. Ich habe Eberhardt Eschenburg das feierliche Gelübde meiner Treue abgelegt, und ich will nicht treulos werden. Nicht eher werde ich mich zum Opfer bringen, als bis ich vor ihm rein dastehe. Er muß mir mein Wort zurückgeben, oder es ist mir unmöglich, einen andern zu heiraten. Thut er es nicht freiwillig, so wird mich zwar dein Wunsch davon zurückhalten, ihm zu folgen, aber nimmermehr werde ich alsdann den Grafen nehmen. Ich werde mein Leben einsam verbringen, vertrauern, aber doch mir selbst treu und des Namens Sextus würdig bleiben.

Der Baron schwieg eine Weile, trocknete seine Augen, sah Dorothea, welche mit gekreuzten Armen und stolz erhobnem Haupte vor ihm stand, zweifelnden Blickes an und sagte dann: Du sprichst vom Namen Sextus und von der Heiligkeit deines Wortes. Ich muß dir darin Recht geben, du darfst nicht wie irgend eine Dienstmagd von einem zum andern laufen. Du bist ein Edelräu-lein. Aber besser wäre es gewesen und für richtiger würde ich es halten, wenn du überhaupt einem solchen Menschen nicht dein Wort verpfändet hättest. Darin erkenne ich keine Sextus, daß sie einem beliebigen Menschen, einem Maler, der zufällig an diese Küste kommt, um Bilder zu machen, sich an den Hals wirft. Darin erkenne ich meine Tochter nicht. Dieser Herr Eschenburg ist, wie ich dir wohl sagen kann, ein Mensch von höchst dubioser Vergangenheit, der freilich ein anständiges Exterieur und eine bestechende Manier des Umgangs hat, über dessen bisherige Konduite jedoch durchaus keine günstigen Zeugnisse vorliegen. Ich muß offen gestehen, daß es mir keine vorteilhafte Meinung von seinem Charakter und seiner Denkart giebt, daß er, der nichts hat und nichts ist, sich unterfangen hat, auf eine Erbin und eine Dame deines Geschlechts Jagd zu machen. Das schmeckt nach dem —

Meinst du, fragte Dorothea stolz, indem sie ihm das Wort abschneitt, meinst du, daß mir ein Mann gefährlich werden könnte, der die Vorwürfe wirklich verdient, die du ihm da machst?

Der Alte rückte unmutig auf seinem Sitze, erhob sich, ging ein paarmal durch das Zimmer und gewann allmählich seine gewöhnliche Haltung wieder.

Ich weiß nicht, von wem du den Trozkopf hast, sagte er. Hart genug ist er. Aber da du mir zu Gefallen sein willst, und da du, äußerlich betrachtet, Recht hast, so will ich dir in diesem Punkte nachgeben. Dein Wort soll er dir zurückgeben. Aber da er das nicht von selber thun wird, so werde ich ihn darum angehen. Er soll sich nicht lange besinnen, nachdem ich ihn gesprochen habe. Oder noch besser, du schreibst ihm selbst. Und ich schreibe ihm auch, damit er die Gründe besser einseht. Ich kann ihm das klarer machen als du. Schreib ihm jetzt gleich hier einen Brief, den ich lese, ehe er abgeht, und ich werde einen von mir geschriebenen dabeilegen.

Dorothea stand unbeweglich auf derselben Stelle, und ihr schönes Haupt senkte sich langsam herab. Große Thränen rollten über ihre Wangen auf den Boden nieder, und Seufzer schwellten ihre Brust.

Währenddessen kramte der Baron auf seinem Schreibtisch und legte Briefpapier und Feder für sie zurecht.

Was einmal geschehen muß, geschieht am besten schnell, sagte er.

Dorothea trat vor den Tisch, setzte sich nieder, trocknete ihr Gesicht und nahm die Feder zur Hand. Trostlos starrte sie auf das Papier, und die Gedanken wirbelten ohne Ordnung durch ihre Stirn. Sie hörte hinter sich den schweren Schritt ihres Vaters, der auf und nieder ging und sich bemühte, den Marsch seines alten Regiments zu pfeifen.

Dann flog ihre Hand rasch über das Papier, bis dessen erste Seite halb bedeckt war, sie setzte ihren Namen darunter und schleuderte die Feder mit Abscheu von sich.

Hies! rief sie und stürzte aus dem Zimmer.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Als Dorothea, aufgelöst in Schmerz und Kummer, ihr Zimmer erreichte, fand sie Millicent dort und warf sich der Freundin, die sie voll Bestürzung ansah, mit einem Strom von Thränen an die Brust.

O, es ist alles noch viel schlimmer, als wir dachten! rief sie aus. Ich bin verloren, es ist alles vorbei! Ich habe keine Hoffnung mehr als den Tod! O, ich möchte sterben, um nur das Ende dieser Qualen zu sehen!

Sie erzählte der Freundin, was geschehen war, und Millicent konnte sich selbst nicht der Thränen enthalten, als sie hörte, wie der Vater die Gewalt seiner Autorität und mehr noch die edeln Triebe seiner Tochter in Bewegung gesetzt hatte, um diese zu einem verhassten Bündnis zu zwingen. Als sie aber vernahm, daß Dorothea zuletzt an Eberhardt geschrieben habe, um ihr Wort zurückzuerlangen, da sprang sie voll Ärger auf.

Das ist zuviel! Das hätte ich nicht gethan! rief Millicent. Du bist viel zu gut, du bist geradezu verrückt! Ei mein Gott, diese Väter sind von härterm Holze, als du denkst, und schwerlich wäre der Herr Baron an deiner Weigerung gestorben. Er denkt doch nur an sein Wappen und an Eichhausen, dir aber reiht er das Herz aus der Brust. Das verzeihe ich dir nie, das kann dir auch dein Geliebter nie verzeihen. Meiner Treu, dein Vater braucht den Grafen von Altenswerdt nicht zu heiraten, und er ist nicht in Herrn Eschenburg ver-

liebt, er weiß nicht, wie es thut. Er ist höchstens in die Gräfin verliebt, und ich wüßte keinen, der ihm das intrigante angemalte Scheusal streitig machen möchte.

Du schiltst auf meinen Vater, sagte Dorothea vorwurfsvoll.

Ja, das thue ich, denn ich möchte nicht gern, daß etwas in mir platzte! rief Millicent.

Dorothea saß bleich und in sich zusammengesunken da, ihr Blick irrte fast ohne Leben umher.

Schone mich, sagte sie, ich kann nun nichts mehr ertragen. Ich habe meine Kraft überschätzt. Wenn mir jemand einen bestimmten Weg zeigte, den ich notwendig gehen müßte, so könnte ich wohl bis ans Ende kommen, aber so, wie es jetzt ist, schwinden mir die Sinne. Sobald ich mich nach links wende, zieht mich etwas nach rechts, und folge ich hier, so stößt es mich wieder nach der andern Seite. Ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich dachte, ich könnte alles verlassen, meine Pflicht, meinen Vater, meine Heimat, meine Ehre, aber ich sehe, daß ich es nicht kann. Es ist etwas in mir, was ich noch nicht kannte, und was stärker ist, als ich bin. Ich thue nicht mehr, was ich will.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wiener Neudrucke. Heft 1—5. Wien, Carl Konegen, 1883.

Den wiederholt in diesen Blättern von uns angezeigten Neudrucken von wichtigen und selten gewordenen Literaturwerken des 18. Jahrhunderts, welche bei den Gebr. Henninger in Heilbronn erscheinen, ist seit kurzem in den „Wiener Neudrucken“ ein Unternehmen an die Seite getreten, welches denselben Plan für die gleichzeitige österreichische Literatur zur Ausführung bringen will. Die Redaktion hat auch hier eine der zahlreichen jüngern Kräfte übernommen, die sich seit einiger Zeit in das weite Feld der deutschen Literaturgeschichte methodisch einzuarbeiten begonnen haben, Dr. A. Sauer, derselbe, der vor einigen Jahren zusammen mit J. Minor die dankenswerten Studien über den „Göb von Verlichingen“ und die Jugendlyrik Goethes herausgegeben hat.

Die „Wiener Neudrucke“ können selbstverständlich nicht so weite Kreise interessieren wie die erwähnte Henningersche Sammlung. Zwar spielt sich die mittelalterliche Blüteperiode unsrer Literatur zum guten Teile auf österreichischem Boden ab. Seit den Zeiten der Reformation aber, noch mehr seit denen der Gegenreformation tritt Osterreich in der Geschichte der deutschen Literatur in den Hintergrund. „Die Schranken gegen Norden und Westen — so schildert der Herausgeber in Kürze die nachfolgenden Perioden — wurden höher und stärker, und fast drei Jahrhunderte hindurch wandern wir in der Geschichte des österreichischen Geisteslebens auf einem öden, wüsten Gebiete, nur selten durch eine fruchtbare Dase erfreut und erquickt. Noch zu der Zeit, als in Deutschland ein neuer Geist erst strebend und ringend, dann stürmend und drängend sich Bahn brach, lagen die österreichischen Gebiete fast in völliger Stagnation, und als in Mitteldeutschland unsre großen Dichter eine zweite glänzendere Blüteperiode deutscher Literatur hervorzauberten, verhielt sich Osterreich diesen Erzeugnissen gegenüber durchaus nur rezeptiv. Es hat der langen Reihe deutscher Dichternamen im 18. Jahrhundert keinen auch nur annähernd ebenbürtigen an die Seite zu stellen. . . Nur die Nachdrucke der ausländischen Geistesprodukte überschwemmt massenhaft das Land und ergossen den